Herrschenden, die kaum um ihren heutigen Besitzstand und ihre auf kirchlicher Macht beruhenden Privilegien nicht zu bangen brauchen. Wir aber wollen, daß auch dem Staat gegenüber die jungen Menschen durch keine autoritativen Urteile der Gehirn verkrüppeln lassen. Sie sollen sie z. B. in objektiver Darstellung die verschiedenen Staatsformen, Monarchie und Republik, in all ihren historischen Entstehungsformen kennen lernen, damit sie, reifer geworden, sich selbst ein Urteil bilden können, bis zu welchem Grade und unter welchen Voraussetzungen das Volk die Leitung seiner Geschicke selbst in die Hand nehmen kann. Auch hier werden sie ohne jede äußere Nachhilfe, kraft ihres eigenen gesunden Menschenverstandes, die Überzeugung einer Meinung erlangen, die jeden, der vom republikanischen Standpunkt aus mit genau der gleichen Liebe zum Vaterlande wie der negativste Monarchist für dessen Besten kämpft, zum Staatsfeind und vaterlandslosen Gesellen stempelt.

Und noch ein Drittes. Das Ziel, dem die Menschheit zustrebt, ist gewiß eine immer größere Harmonie; kein Aufhören des Kampfes, der der Vater aller Dinge ist, aber ein Kämpfen in harmonischen Formen, und auch keine im bürgerlichen Lager als höchste Tugend gepriesene Zufriedenheit, die vielmehr das Ende alles geistigen Lebens und Strebens bedeuten würde. Dies Menschenideal zu erreichen, dazu genügt es aber nicht, mit dem Deckmantel des Friedens in der Hand herumzulaufen. Dazu ist gewiß erforderlich: im Innern eine Befestigung der Klassenherrschaft durch die Verwirklichung wirtschaftlicher Gleichstellung, selbstverständlich unter voller Anerkennung der in der Natur begründeten individuellen Unterschiede (also keine öde Gleichmacherei im Sinne bösartiger oder verblendeter Gegner), und nach außen ist erforderlich: ein Fallen der trennenden Schranken zwischen den Völkern, zum mindesten eine Verständigung auf friedlichem Wege, selbstverständlich auch hier unter Anerkennung jeder nationalen Eigenart. Im bürgerlichen Lager dagegen sucht man systematisch die Mandschu, den nationalen Wahnsinn, der ebenso stark wie der Eigendünkel, die hochgradige Überschätzung aller alles Nichtdeutsche zu pflegen. Hand in Hand mit jenem widerlichen Trieb, wie er in der Jungdeutschlandbewegung beispielhaft geschaut wird, der das Gegenteil von selbständigen und ihres Persönlichkeitswertes sich bewußten Menschen erzielt. Ist es nicht schließlich genug, daß die Söhne des Volkes zwei Jahre ihres jungen Lebens in dem geist- und individualitätstötenden Militärgroßmaul, dieser ungeheuren Gefahr nationalistisch für weniger starke Persönlichkeiten, einhalten müssen, soll ihnen da auch noch die Zwischenzeit von Schule und Militärdienst jedem Freiheitsdenken künstlich unterbunden? Dazu bekämpfen wir mit ganzer Leidenschaft diese Kasernenerziehung, weil die Jugend nicht kasernenreif werden, weil ihr im weitesten Ausmaß eine freie Selbstverwaltung und eine eigene Regelung ihrer Angelegenheiten gelassen werden soll. Nur auf diese Weise ziehen wir uns aus unseren Jugendlichen die Männer heran, die zur selbständigen Führung von Vertrauensposten, deren wir bei dem unziehenden Wachstum der modernen Arbeiterbewegung und ihren ständig sich mehrenden Aufgaben von Jahr zu Jahr steigend bedürfen, geeignet sind.

Endlich noch eins. Die Gegner behaupten, bei uns müsse in allem, was wir der Jugend brächten, eine Tendenz sein. Aber, wo ist wohl eine Tendenz zu suchen, als bei den Christlichen und den Nationalen? Wo wird mehr Politik getrieben, als in ihrem Lager? Oder ist die Verherrlichung des Militarismus, die Lobpreisung der Monarchie, ist die ganze Erziehung im „nationalen Sinne" keine politische Beeinflussung? Was uns zu Unrecht vorgeworfen wird, das trifft in vollem Umfange die Lieder dieser Vereinigungen.

Also, ihr Herren von der bürgerlichen Jugendbewegung, Pastoren, Lehrmeisters und dergleichen: Ihr wollt Gläubige, drum auf des Meisters Wort Schwindende, wir wollen selbständig denkende, auf eigenen flaggen Füßen stehende Menschen heranbilden, für „Patriotische", deils- und menschheitsbegeisterte, kindesdeutsche Staatsbürger, wie sie sie wünschen, „christlich" Phrasen drechselnde, wie ihren Kaiserpreisen in brüderlicher Solidarität verbundene junge Menschen. Ihr sagt im aufgeblasenen Tonfall das geschwätzige Lied: Deutschland, Deutschland über alles, und das an poetischem Wert so überaus artige Lied von der Vaterlandsliebe, wie sie schon deren, die zu uns kommen, Liebe zur Muttersprache und zur deutschen Kultur, aber gleichzeitig unvergleichbarer Achtung der fremden Art einzuflößen. Ihr wollt sie mit Bewunderung für längst vergilbte Adelsbriefe und alberne, abgelebte Adelsmärchen oder für prosige Pfefferküsse erfüllen, wir hoffen, daß sie einmal Männer werden, die all dieser angemaßten Privilegien lachen und mit daran arbeiten, die historische Mission der Arbeiterklasse zu erfüllen. Ihr wollt die jungen Hirne mit ungeheuer Instinktvorsicht vergiften, wir wollen ihnen die heiligen Gedanken der Menschlichkeit und den Haß gegen den scheußlichen Bäuerungroll tief in ihre jungen Herzen pflanzen. Alle großen Geister der Menschheit bis hinauf zu Christus, den seine heutigen Anhänger heuchlerisch durch die Zähne ziehen, sind mit uns, nicht mit ihnen im Bunde. Gestützt von der menschlichen Entwicklung, getragen vom Vertrauen der Millionen, die unser treuestes, zähes, nur von der glühendsten Liebe zur heiligen Sache erfülltes Streben auf die Dauer mehr überzeugt als das Versuchen von Vertretern der Kirche und der herrschenden Klassen, die die Interessen der Arbeiter zertrampeln und betrügen, sind wir des endlichen Sieges gewiß.

Stimmen und Bilder

Seppl Hubers Reise in die Großstadt

Humoristische Erzählung von Fr. Rüttenschuh

Vor ein paar Tagen war der Seppl in der Stadt gewesen. Als er seine Geschäfte erledigt hatte und eben überlegte, ob er gleich heimfahren oder erst noch im Wirtshaus eine Weile rasten solle, lief er grad vor sich auf einer großen Tafel: „Panorama". Und hinter der Spiegelscheibe hing ein rotes Plakat: „Heute eine interessante Wanderung durch Zeitreiche Hauptstadt — Eintritt 20 Pf." „Schau, das ist billig," meinte Huber, „das könnte man sich schon ansehen" — und er ging hinein, zahlte seine Kurtz und setzte sich auf den angewiesenen Platz. Das ist interessant, das Zeug! Und wie nur die Bilder von selber weiter rutschen! Man braucht sich gar nicht zu bewegen, es geht alles von selbst. Der Seppl möchte doch gerne wissen, wieso? Er dreht sich und will schauen, ob man irgendwo in den Kasten hineinschauen kann. Er rückt mit dem Sessel, da fällt ihm der Stock aus der Hand, und wie sich Huber nun niederbeugt, um ihn aufzuheben, kriecht gar noch der Sessel aus. „Nuße," scheint jemand im Hintergrunde. Der Mann, der bei der Kasse sitzt, springt herbei, hilft Huber höflich den Sessel wieder zurechtschieben, und nun da an sagt der Seppl artig und traut sich nicht mehr zu rühren. Was ist da alles zu sehen. Donnerwetter noch einmal, das sieht schon fürs Geld. Und nach einer halben Stunde kommen dem Huber die Straßen und Häuser ganz bekannt vor. Das muß er schon einmal gesehen haben, wo denn nur? Es fällt ihm nicht ein. Da steht auf einmal der Mann von der Kasse neben ihm und meint, der Seppl müßte doch schon langst fertig sein. „Ja wohl," brummt er und geht wieder fort. Daheim erzählt er seinen Freunden von den Bildern: „Das müßt ihr euch aufsuchen, das ist schön." „Ist schon recht," sagte ein Vorsänger. „Reisen bildet, aber so ist es nicht das Richtige." „Wieso denn?" „Ja weißt, die Hauptsache sind doch die fremden Menschen und ihre Gebräuche. Die möchte man kennen lernen, und da muß man schon selbst hinfahren." „Das habe ich schon selbst gedacht," sagte Seppl, „ich wollte schon langst eine Reise machen. Was meinst du, wenn ich nach Paris fäme?" „Kannst du denn Französisch?" „Nein." „Na alsdann —" „Ja, aber gefahren wird. Wenn nicht nach Paris, dann halt anders wohin, vielleicht nach Wien, daß man den Kaiser auch mal sieht." Am Abend ist schon im ganzen Dorfe bekannt, daß der Seppl Huber eine Reise nach Wien macht. Der Pfarrer hört auch davon, und als treuer Seelsorger hält er es für Ehrenpflicht, den Seppl ein paar gute Lehren auf den Weg zu geben. Also schaut er, daß er den Huber trifft. „Ist ganz richtig," sagte dieser, „nächste Woche fahr ich." „Das Reisen," meint der Pfarrer, „ist für einen Unerfahrenen eine gefährliche Sache, es gibt so viele schlechte Menschen auf der Welt, man möchte es gar nicht glauben. Also nur immer vorsichtig sein." Seppl Huber bedankt sich vielmals, er wird schon aufpassen, ihm kommt keiner. Beim Fortgehen fällt dem Pfarrer noch was ein. „Und wenn du etwas wissen willst, nur den nächsten Wachmann fragen, steht überall einer, wo du hinkommst." Gut. Seppl fährt also nach Wien. Die Sache ist gar nicht so gefährlich. In Prag steigt man um, der Kondukteur setzt den Wagen, und gut ist's. Geht auch alles ganz glatt. Seppl sitzt im Wagen, reißt die Augen auf und denkt fortwährend, wie er alles daheim erzählen will, wenn er jetzt im Vorstellchen sitzt. Der Zug hält öfters, Leute steigen ein und aus, es wird gerückt und gepflaudert, aber Seppl tut nicht mit, er muß vorsichtig sein. Endlich ist er gärin im Coupee mit einem Herrn. Das ist schon das Richtige, denkt der Seppl, das ist sicher so ein Hochkopfer. Was der für einen Hut auf hat! Kannst du mir . . . Ähnlich wird er anfangen, mich anzusprechen. Aber warte nur, mich kriegst du nicht dran. Der fremde Herr konzertiert sich nicht um den Mitreisenden. Seppl wartet und wartet, aber der andere schweigt. Das ist aber ein Schlauer. Der tut so, als wäre man gar nicht da . . . Schließlich wird es ihm zu langweilig, auf eine Anrede zu warten. „Indem der Herr vielleicht auch nach Wien?" fragt er. „Ja." Also, denkt Seppl, jetzt wird er anfangen. Aber der Fremde schaut nicht von seiner Zeitung auf. Wart nur, du Schweinder, mit dir erlaub' ich mir einen Scherz. Der Seppl Huber läßt sich nicht fangen. Der soll nur glauben, man durchschaut ihn nicht. „Ja," sagt Seppl, „wenn man so ganz fremd ist in einer großen Stadt, das ist schlimm. Vielleicht weiß der Herr ein Hotel, wo man billig und gut wohnt?" Ein wenig unwillig sagte der Fremde den Namen eines Hotels in der Nähe des Nordbahnhofs. „So, so, da werde ich hingehen," antwortete Seppl und denkt, das ist ein rechter Esel, der denkt vielleicht, ich lasse mich fangen . . . Wien. Seppl steigt, daß alle Leute ihre Koffern beim Anlegen abgeben und reicht dem Träger auch sein Gepäck, man braucht nicht zu wissen, daß er das erstmal reist, er läßt sich nicht erst auffordern . . . Aber der Träger gibt ihm die Karte zurück: „Retourticket." Seppl schüttelt den Kopf, er hat gemeint, man hebt hier die Karte für ihn auf. Er geht durch das Gedränge mit fest zugekniffenem Mut. Ihm wird keiner etwas stehlen, er paßt schon auf. Nicht ist das nicht, da handhaben. So eine Menge Wagen, ein Geschiebe und ein Stoßen, man möcht auf allen Seiten ein paar Augen haben. Aber schließlich drückt er sich durch und spaziert man langsam die Straße entlang. Hotels gibt es genug da. Wie hat das geheißen, was der Mann gesagt hat? Seppl hat es schon vergessen, ja, da heißt es aufpassen, daß man nicht doch noch hinkommt. Also lieber weiter weg vom Bahnhof. Ein paar Hotels schaut er sich von draußen an, sie sind ihm alle zu vornehm. Aber in einer Seitengasse steht ein einfaches Haus mit der Aufschrift: „Hotel garni." Das wird schon eher etwas. Und bald ist der Seppl eingemietet. Mit großen Buchstaben schreibt er den Meldezettel: „Joseph Huber, Dienstknecht." So und jetzt sperrt man das Koffert in den Schrank und kann sich gleich etwas ein wenig die Stadt ansehen . . .

Nicht langsam kommt der Seppl durch die Gassen. Ist gar so viel zu sehen, daß man sich immer wieder aufhalten muß. In einer großen Auslage liegt eine Menge Schmucksachen, und dazwischen stehen schwarze Stöcke mit silbernen Griffen. So einen könnte man sich mitnehmen, da werden alle Schauen zu Hause. Also Seppl tritt in das Geschäft ein. Einen Stocken möchte ich haben, so einen aus dem Fenster, was denn der kostet? Da sind verschiedene Preislagen, meint der Verkäufer und holt dienstfertig einige Spazierstöcke herbei. Indessen schaut sich Seppl ein bißel um. Es ist noch ein Kunde im Laden, ein Herr mit Brille und Zylinder. „Herr Hofrat," sagt der Verkäufer zu ihm. Seppl schaut den hohen Herrn respektvoll an. „Der da ist billig," erklärte dann der Juwelier, „der kostet achtzehn Gulden . . . Die Sorten aber auch bessere haben." Weiter nix, denkt der Seppl, da schau ich, daß ich weiter komme. — Er nimmt den Stock in die Hand. — Wenn man nur eine Ausrede hätte. „Ja," sagt er, „ich denk, die sind alle nicht fest." „Fest?" — der Verkäufer lächelte, „das ist kaiserlich-königliche Ware." Seppl stützt sich ein wenig wieder auf. Klang ist der Stock gewiß. „So etwas kann ich nicht brauchen." Aber der Juwelier hat ihn schon beim Ärmel: „Das geht nicht, den Schaden muß der Herr bezahlen." „Das wäre noch schlimmer, so ein edelmäßiger Zeug!" Doch der Juwelier läßt ihn nicht los. Da wendet sich auch der Herr im Zylinder zu den beiden und sagt: „Da wird Ihnen doch nichts anderes übrig bleiben, mein Herr . . ." Seppl, der eben noch grob werden wollte, ist ganz still und zieht seinen Geldbeutel. Der geborstene Stock wird sauber eingepackt und der Seppl Hausknechtsmantel. Das hat natürlich gedauert, sagt er zu sich, aber der Straßenlärm bringt ihn bald auf andere Gedanken . . . Ist doch etwas Schönes, so eine Großstadt. Ein Leben ist da auf der Gasse, man möcht es nicht glauben. Und gar die Wagen und die Elektrische. Unbemaßt frigen Leute ein und aus. Der Seppl möchte auch gern ein Stückel fahren in so einem Wagen. Aber zuerst muß man wissen, was das kostet. Frage ich halt die Polizei. Der Wachmann salutiert als ihn der Huber erspricht. „Also was zahlt man in so einem Wagen," fragt Seppl. „Wo wollen Sie denn hin?" — „Nirgends." „Ich meine, wie weit Sie fahren wollen?" „Das werden wir nachher schon sehen." Der Wachmann wird ungeduldig: „Was wollen Sie überhaupt von mir?" „Fragen, was das kostet in so einem Wagen." „Hall! aber gewaltig Heller, das wird Ihnen der Kondukteur schon sagen. Steigen Sie nur ein." „Gut ist." Seppl steigt in den nächsten Wagen. „Wie weit, bitte?" „Was kostet denn das?" „Bis zur Ferdinandsbrücke zwölf Heller." „Ist recht." — Sehr schön, denkt Huber, wie er so auf der Bank sitzt und sich wundert, daß die andern Leute so uninteressiert dreinschauen oder ihre Zeitung lesen. Ein paarmal überlegt er, ob er nicht seinen Nebenmann auf dies oder jenes aufmerksam machen solle, was ihm besonders schön vorkommt, doch bevor er sich ein Herz faßt, zu reden, schreit der Kondukteur: „Ferdinandsbrücke!" und sagt ihm, daß er aussteigen müsse. Eiligst drängt Huber zwischen den andern Aussteigenden zur Tür hinaus. Und der Wagen fährt fort. Seppl steht ein wenig um sich herum und huscht zwischen den Bäumen einer Straße weiter. Er denkt: Es ist nicht zu glauben, daß in Wien so ein Weg sein soll. Man steht gerade ein in den Tag und muß sich ordentlich auf den Stock stützen. Da fällt ihm ein: der Silberstück . . . Donnerwetter, den hat er im Wagen liegen lassen . . . Jetzt heißt es laufen, daß man den Wagen einholt; das wäre so etwas . . . achtzehn Gulden hat der Spaß gekostet. Ein paar Schritte vor sich sieht Seppl einen Wagen der Elektrischen fahren. Ist längst der fürste oder auch jenseits nach dem, in dem Huber sitzt. Er weiß das aber nicht und fängt an zu laufen. Ist das ein Laufen auf dem Trottoir. Er stößt ein paar Leute um, wirft einen Radfahrer um und reißt und schreit hinter der Elektrischen drein. Beim Burgtheater erreicht er einen Wagen, springt auf und der Kondukteur gibt das Zeichen zum Weiterfahren. „Oho, nicht weitergefahren" der Seppl hält mit dem schwen Stock." Der Kondukteur schaut ihn an und denkt: „Ein bißel überschnappt." „Wie weit, bitte?" fragt er. „Gut ist, meinen Stock möcht ich," sagt Huber, geht in den Wagen hinein und schickt eine Frau zur Seite, da er meint, sie sitze auf dem Platz, den er eben irre gehabt hat. Der Stock ist nicht da. Seppl sucht und sucht weiter hinter der Tante auf der Bank. Die Frau schreit, die Passagiere springen auf, und da der Wagen eben wieder hält, ist Seppl bald einem Wachmann übergeben. Ein großes Gedränge entsteht um den schreienden Bauer, der Wachmann notiert in aller Ruhe Aussagen und Namen des Kondukteurs und die Namen von ein paar Fahrgästen . . . Ein ganzer Kolonne von Wagen sammelt sich an, die Kondukteure kommen herzugelaufen, der Verkehr der Elektrischen ist eine Weile gehemmt . . . Dann muß Huber mit auf Kommissariat. Der Kommissär hört sich sein überstürztes Gerede ruhig an, schreibt, fragt und denkt: ein armer Teufel, lassen wir ihn laufen. Seppl kann gehen. Wie er jetzt zu seinem Hotel kommt, erkundigt er sich. Das ist nicht leicht. Hotel garni gibt es eine Menge. Aber der Beamte, der so nett, mit welcher Mühe Seppl gekommen ist, findet es doch heraus. Er läßt Huber von einem Wachmann zu einem Droschkenkutscher begleiten, damit er ohne weitere Umstände in sein Quartier kommt. — „Das ist keine Stadt für mich, ich schau, daß ich wieder hinauskomme." — Das hat ja auch wirklich das richtige. Aber wie Seppl von den Wagen zahlen soll, fehlt ihm sein Geldbeutel. Hat er ihn beim Laufen verloren oder hat ihn ein Taschendieb im Gedränge entwendet? Seppl weiß es nicht. Aber das Geld und die Fahrkarte sind weg, da ist nichts zu wollen. Der Portier zahlt dem Kutscher und Huber lamentiert und schimpft auf die Kaiserstadt, daß die Hotelbesitzer lassen lachen. Auch das hilft nichts. Geld muß er haben, das Zimmer muß bezahlt werden, wenn er auch nicht darin geschlafen hat, der Portier will auch sein Geld zurückhaben, und endlich braucht man eine Fahrkarte zur Heimreise. Der Hotelier sagt, das sei ja nicht so gefährlich, der Herr Huber möge doch nach Hause telegraphieren um Geld — den Betrag für Telegramm mit Rückantwort will er schon borgen. Telegraphieren? Ist schon recht, aber an wen? Hall, an die Frau. Nein, das nicht, vielleicht an den Pfarrer. „Geht auch," meint der Hotelier, setzt das Telegramm auf und Seppl wartet unterdessen beim Bier auf Antwort. Es dauert gleichlich lange, denn das Telegramm muß so zu Haus durch einen Boten von der Stadt in das Dorf geschickt werden. Vergeht auch richtig der ganze Nachmittag, und erst sehr spät am Abend kommt die Antwort. Seppl reißt das Blatt auf und liest: „Den Schwindel kennt man. Hochachtend Pfarrer Winter." Der Hotelier weiß nicht, ob er lachen oder grob werden soll. Die Gutherzigkeit und die geschäftsmäßige Vorsicht wollen beide ihr Recht. Endlich sagt er, der Huber solle ihm Uhr und Kette als Pfand lassen, dann will er ihm auch noch das Geld zur Rückkehr borgen. Und so ist Seppl Huber noch an demselben Abend von Wien heimgefahren ins Dorf.

Umschau

Technisches Ein Streifzug durch die elektrochemische Industrie. 75 Jahre sind ins Land gegangen, seitdem der deutsche Professor Jacobi in Petersburg mit seiner Erfindung der Galvanoplastik an die Oeffentlichkeit trat und damit zum ersten Male einen elektro-chemischen Prozeß in die Technik einführte. In fleißiger Laboratoriumsarbeit wurden seitdem die Beziehungen zwischen Elektrizität und chemischen Vorgängen studiert, so daß sich auf Grund dieser Kenntnisse nach Erfindung der Dynamomaschine allmählich die gewaltige elektrochemische Industrie entwickeln konnte, die heute bereits über eine Million Pferdekräfte verwendet und deren Produktionswert Dutzende von Millionen Mark beträgt. Die wichtigsten Zweige dieses vielseitigen Arbeitsgebietes sind die Galvanoplastik, die für technische und künstlerische Zwecke in ungeheuren Betrieben fast alle Metalle liefert, die Akkumulatorentechnik, die Metallraffination und Metallgewinnung, die Alkali- und Chlor-, Säure- und Luftstickstoffindustrie.

Bei der Fabrikation und dem Betriebe der Akkumulatoren, deren jährlicher Umsatzwert sich zurzeit auf etwa 60 Millionen Mark beläuft, wird chemische in elektrische und elektrische in chemische Energie umgesetzt, so daß also ein elektro-chemischer Prozeß das Wesen des Akkumulators ausmacht. In der Metallraffination auf elektro-chemischem Wege nimmt die Herstellung von Elektrolytkupfer aus Rohkupfer die erste Stelle ein mit einer Jahresproduktion von 400 000 Tonnen, die fast ausschließlich auf das Konto des Kupferlandes Amerika zu setzen ist. Die Raffination von Werkblei, die Stückgewinnung des Zinks aus Weißblechabfällen, Konservenbüchsen usw., die Scheidung des Silbers vom Gold, von Gold und Platin sind weitere Anwendungen des elektrischen Stromes zur Reinigung und Trennung von Metallen. Die Verdeckung des in der Bessemerbirne oder im Flammofen erblasenen Stahls auf elektro-chemischem Wege und die direkte Gewinnung von Elektrostahl aus Roheisen sind bereits in den meisten kulturreichen Industrieländern eingebürgerte Methoden, die das Versuchsstadium überwunden haben und im verflossenen Jahre mit einer Produktion von 200 000 Tonnen Elektrostahl auf dem Weltmarkt erschienen. Während die Erzeugung von Roheisen aus den Erzen im elektrischen Ofen noch nicht aus dem Versuchsstadium heraus ist, werden Kupfer, Zink, Aluminium, Nickel, Magnesium, Kalium, Natrium, Kalzium, Zer (für die von Auer von Welsbach begründete Industrie der seltenen Metalle) aus ihren Erzen und Hüttenprodukten mit Hilfe elektrischer Energie technisch gewonnen. Aber auch die im Bande der großen Wasserkräfte, Schnellen-Kraftwerke in großem Maßstabe unternommenen Versuche zur elektrothermischen Erschmelzung von Roheisen aus den Erzen haben immerhin Resultate ergeben, die einen wohl praktischen Erfolg in naher Zukunft gewährleisten.

In einer ausgedehnten Industrie hat sich ferner auch vielen konstruktiven Fortschritten die elektrolytische Darstellung von Chlor (Chlorkalk), Natron, Natronlauge, chlorsaurem Kali, Perchloraten, Persulfaten, Permanganaten, Wasserstoffgas, Sauerstoffgas, Wasserstoffsuperoxyd usw. entwickelt. Als ein sehr wichtiger Zweig der elektrochemischen Industrie ist die Fabrikation von Kalziumkarbid zu sprechen, von deren Gesamtproduktion in Höhe von 250 000 Tonnen der größte Teil zur Erzeugung von Azetylengas (für Beleuchtungszwecke, autogene Schweißung) in Anspruch genommen wird.

Hierzu ist in den letzten Jahren als sehr zukunftsreiche Verwendungsmöglichkeit des Karbids die Stickstoffindustrie getreten. Bekanntlich wird das Kalziumkarbid im elektrischen Schmelzofen aus einem Gemisch von Kalk und Kohle zusammengeschmolzen und es